

## **Welturlaub, oder: Unverschämt schöner Frühling** von Katja Petrowskaja

Wie in einem Schlitten glitt ich langsam in den „Lock down“, denn ich las gerade erneut den „Zauberberg“, und entdeckte die Langsamkeit wieder. Plötzlich waren wir alle „da oben“, wo die Zeit ganz anders abläuft, es gab keine Eile angesichts der Zeit „hier oben“, ich selbst wurde ruhiger, meine Furcht etwas nicht zu schaffen, hatte sich beinahe aufgelöst, wurde durch eine viel größere Furcht überdeckt. Wochenlang blieb ich in einem inneren Sanatorium, allein, mit all seinen Wiederholungen und der Unmöglichkeit, jemals entlassen zu werden. Die Pandemie ähnelte vielen bekannten Phänomenen. Sie brachte aber auch etwas ganz Neues, weil nun die gesamte Welt in der „Blockade“ war - unabwendbar ruft dieses Wort in mir Kriegsbilder aus Leningrad hervor. Die Welt war isoliert von sich selbst, abgesondert, als wären nicht nur die Kranken krank, sondern wirklich alle.

Ich genoss meine einsamen Spaziergänge, als wären sie nicht nur für mich, sondern als würde ich lebensbejubelnde Rituale vorführen. Ich versuchte alle Gedanken zu vermeiden, wann eine Zeit „danach“ kommen würde, und der Satz eines Philosophen „Du stirbst nicht, weil Du krank bist; Du stirbst, weil Du am Leben bist!“ pochte in meinem Kopf wie ein Mantra. Ich war am Leben. Die Bilder aus den Krankenhäusern drangen in mein Herz, ich versuchte die Trauer und Panik zu zügeln, mit meinen langsamen Schritten und meinem Atem. Ich hoffte, dass die Quarantäne nicht ewig dauern würde. Quarantäne, *quarranta*, vierzig, die vollkommene Zahl, Zahl der Reife. Vierzig Jahre in der Wüste. Vierzig Tage auf einem abgesonderten Schiff außerhalb Venedigs. Vierzig Tage nach Ostern – so lang wie die Seele in der Nähe des Körpers nach dem Tod bleibt – werde ich mich selbst ausführen, auf den kurzen Wanderungen, als Vermesser der Zeit. Als ich hin und her ging, ist in Jerusalem ein Kind geboren, Ester die Tochter meines Bruders. Die erste hygienische Quarantäne der Geschichte wurde in der Torah im Buch Levitikus beschrieben: nach der Geburt eines Kindes muss die Frau vierzig Tage fern vom Tempel bleiben. Auch in der Malerei sehen wir die Mutter von Jesus nie mit einem Neugeborenen, sondern mit einem über vierzig Tage gehüteten Säugling.

Die Berliner Quarantäne sah in meiner Gegend wie ein Welturlaub aus. Im Park kannte ich bald jeden einzelnen Baum. Meine alten Freunde habe ich kaum vermisst, vielleicht

war ich unter Schock, weil wir für einander zur Bedrohung geworden waren. Nächstenliebe sollte sich nun durch Entfernung äußern. Die ganze Optik hat sich verändert, die ganze Geschwindigkeit In unserem Park liefen Jogger vorbei an einem riesigen Beton-Slogan der polnischen Untergrund-Armee: „Für unsere und Eure Freiheit“, als würden sie unsere Befreiung durch eine bestimmte Kilometer-Strecke erreichen. Mir schien, als liefen sie im Labyrinth des Minotaurus, der nach weiteren Opfern verlangte.

Es war ein unverschämt schöner Frühling. Über meiner sonst sehr lauten Straße herrschte Sonntagsstille und der Himmel war so blau wie nie. Die Autos waren verschwunden, die Straßenbahn fuhr leer und pünktlich, mit wenigen körperlosen Gestalten, wie ein Geisterschiff. Angesichts zurücktretender Zivilisation sangen im Park dicke Nachtigallen sogar tagsüber. Es gab kaum Kinder auf den Straßen, Spielplätze waren geschlossen, wie damals in Kiew, im „Tschernobyl-Sommer“ 1986.

Plötzlich gab es viel Zeit, oder es schien zumindest so, eine schöne Illusion. Es erinnerte mich an mein Teenager-Alter, an das Gefühl, eine planlose Zukunft zu haben, leere Räume epischer Zeit. Ich malte die Blumen, die auf meinem Tisch standen, ich habe mir erlaubt zu malen, so wie damals. In der Stille hörte ich, wie meine Nachbarin hinter der hellhörigen Wand in bellendem Staccato hustete, so, dass mich Panik ergriff, dass wir alle sterben werden. Ich steuerte dagegen mit Gesangs-Unterricht – französische Chansons, sephardische Lieder, Händel – und übte so fleißig, als könnte ich dadurch meine Nachbarin heilen – eine wilde Idee.

Doch dann ist meine Stimme gebrochen, beim Singen von Pergolesis *Stabat Mater*, wie schon einmal zuvor in meiner Kindheit – und damit war Schluss mit Corona-Träumerei, neuem Lernen und Selbstoptimierung. Ich verstummte, alles in mir war erstarrt, als hätte mich eine innere Blockade erobert. Ich vereinsamte innerlich, den Todeszahlen entsprechend. Mein Körper wurde gelähmt, es war keine Hypochondrie, ich selbst wurde zum pars pro toto des Planeten und konnte mir kein Recht auf eine absolute Gesundheit erlauben. Eine Freundin schrieb mir im paradoxalen Imperativ: „Lass uns die Verzweiflung nicht verlieren!“ – jene Worte, die einst auf dem Höhepunkt des Stalinistischen Terrors an Anna Achmatowa gerichtet waren. Ich hatte eine neue Pest eher durch ein Aufkommen des Populismus erwartet, von einem neuen Diktator, aber

nicht von einer Fledermaus. Ist niemand daran schuldig – oder ist es die ganze Menschheit zusammen?

Die ganze Welt zerfiel in kleine Stückchen, wurde auf Einzugsgebiete reduziert, auf Heim und Herd. Alle kehrten zurück und es wurde noch offensichtlicher, dass viele gar kein Zurück und kein Zuhause haben. Die Vorteile, die ich durch die Pandemie erlebte, schienen mir inakzeptabel, als hätten diese Privilegien mich von realen Erfahrungen ausgeschlossen. Mein Verzicht sah nicht nach Askese aus, sondern eher nach einem Überfluss von Kulturangeboten, meine Isolation nach Gemütlichkeit, Distanzierung, Konzentration. Irgendwo starben Menschen in Hunderten und Tausenden, auch in mir gut bekannten Städten. Sie starben an Erstickung, langsam, vom kalten Wasserstrom bedeckt, mit einem Gefühl des Ertrinkens. Und ich saß an meinem Arbeitstisch und brütete, gequält von meiner eigenen Systemirrelevanz, und spürte, dass dies nicht die Stunde des Redens, sondern die Stunde des Schweigens war. Im Park habe ich Arbeiter angesprochen, die altes Laub aufsammelten und Bäume pflanzten, ich wollte ihnen behilflich sein, irgendwie nützlich, um dem Frühling und seinen Gräsern den Weg zu bahnen, schweigend.

Meine liebe Putzfrau war sofort nach Hause gefahren, nach Czernowitz, und schickte mir bald einen Gruß per Whatsapp: eine Audionachricht mit einem Aufschrei ihrer Freundin, die in Italien als Alterspflegerin arbeitete. Sechs Minuten lang beklagte sie den Tod eines alten Mannes aus einem kleinen italienischen Dorf, der in ihren Armen gestorben war, auf Ukrainisch und all den anderen Sprachen der Stadt Czernowitz, der Stadt von Paul Celan. Wann erreicht diese Welle auch uns? Wir übten Distanzierung und Demut mit Desinfektionsmitteln. An einem Tag, als niemand mehr vom Balkon klatschte oder Hymnen für den Zusammenhalt sang, ging ich die Rykestraße entlang. Am Fenster stand eine sehr alte Frau, eine Greisin, und spielte die Ode an die Freude auf Mundharmonika, nachträglich. Es klang wie das Lied vom Tod. Sie winkte mir zu, lächelnd, ich war allein auf der ganzen Straße, die ganze Ode war für mich. *„Seid umschlungen, Millionen! Diesen Kuss der ganzen Welt!“* Werde ich noch einmal meine in Kiew lebenden Eltern umarmen? Ich wollte sie gerade besuchen, sie sind alt und schwach. Ich fürchte es, diese Worte auszusprechen, aber: Mein Besuch könnte sich in einen Tötungsakt verwandeln – durch Distanzierung aber könnte ich es verpassen, ihnen beizustehen. Was ist nun menschlicher? Nach welchem ethischen System soll ich entscheiden? Ein Freund von

mir hat das Begräbnis seiner an Lungenentzündung im hohen Alter gestorbenen Mutter stoisch per Zoom miterlebt.

Susan Sontag, die als Sechzehnjährige den „Zauberberg“ las und sofort danach Thomas Mann in Los Angeles besucht hatte, nannte sein Werk später ein „Lagerhaus für Krankheits-Mythen des frühen 20. Jahrhunderts“. In ihrem Essay „Krankheit als Metapher“ über die kulturelle Existenz von Tuberkulose, Syphilis und Krebs analysiert Sontag die gesellschaftliche Wahrnehmung von Krankheit, ihre mythologisierte Wirkung auf die Kreativität und das menschliche Dasein. Was hätte Sontag heute über das Aufflackern und die Ausbreitung der Informationen über das Virus gesagt? Über das Verhältnis von Kranken und Betroffenen? Ahmt die Krankheit die Struktur des Informationsfelds nach, oder umgekehrt? Leben wir bereits in solchen Zeiten, in denen die Struktur unserer Informationsgesellschaft einer Pandemie ähnelt?

Das sich schnell verbreitende Covid führt uns zum Zauberberg zurück, da auch Covid die Lungen angreift, jenes Organ, das sich als letztes vor der Geburt des Menschen formt und dessen Versagen die meisten Todesfälle in hohem Alter verursacht. Verliert die Menschheit ihre natürliche Stimme? Aspire, Atem, unsere konkrete sekundliche Metamorphose. Eine Metapher für einen ganzen Planeten, vielleicht, der unter Atemnot leidet und an uns Menschen erstickt?

**Katja Petrowskaja**, geboren 1970 in Kiew, studierte Literaturwissenschaften in Tartu (Estland) und promovierte 1998 in Moskau. Seit 1999 lebt sie in Berlin. 2013 gewann sie den Ingeborg-Bachmann-Preis. 2014 erschien ihr preisgekröntes Debüt *Vielleicht Esther* (Suhrkamp).